



UTTA
DANELLA
— DIE —
UNBESIEGTE

Weltbild

Der Krieg ist zu Ende. Wieder einmal hat Nina herbe Verluste verkraften und ein Leid erdulden müssen, das um ein Haar über ihre Kräfte geht. Doch noch immer gibt es Menschen, denen ihre Liebe gilt und für die es sich lohnt, weiter zu kämpfen. Für ihren Sohn, ihre Enkeltochter und ihren Mann, die der Krieg schwer verletzt zurückgelassen hat, will sie dem Schicksal noch einmal beweisen, dass sie sich nicht besiegen lässt.

Nina Nossek-Trilogie

Der dunkle Strom

Flutwelle

Die Unbesiegte

Utta Danella

Die Unbesiegte

Roman

Weltbild

Die Autorin

Utta Danella (Utta Denneler) wurde am 18. Juni 1920 in Leipzig geboren. Mit 14 Jahren verfasste sie heimlich ihren ersten Roman, zudem nahm sie Schauspielunterricht – sie träumte davon, Schauspielerin oder Musikerin zu werden. Nach dem Abitur musste sie ein begonnenes Studium aus Geldmangel aufgeben. Anschließend arbeitete sie für kurze Zeit als Mannequin, sowie für Radiosender und Zeitungsverlage, zudem schrieb sie Kurzgeschichten. Anfang der 50er Jahre heiratete sie Hermann Schneider. Mit ihm kam Utta Danella nach München, wo sie 1956 vom Verleger Franz Schneekluth entdeckt wurde. Damit begann ihre Karriere als Schriftstellerin, die dank ihrer weltweit vorhandenen Fans bis heute andauert. 1999 wurde Utta Danella für ihre Verdienste um die deutsche Literatur zudem das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Die beliebte Autorin verstarb 2015 in München, im hohen Alter von 95 Jahren.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2019 by Erbgemeinschaft Utta Danella (www.uttadanella.de)

Die deutsche Erstausgabe ist 1986 im Hoffmann und Campe Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München, www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-064-7

Es sind nicht alle glücklich, die da lachen.

Das wahre Glück, mein Freund, besteht nicht nur im Glücklichsein, vielmehr im Glücklichmachen.

ERSTES BUCH

München – Juni 1945

Master-Sergeant Davies kam mit großen Schritten aus dem Haus, sein Gesicht war gerötet, seine Augen funkelten wütend. Lieutenant Goll, der im Jeep saß, blickte ihm fragend entgegen. Er kannte diesen Ausdruck bei Davies; so hatte er im Panzer gesessen, wenn sie in ernsthafte Kalamitäten gerieten, mit dieser Miene konnte er aber auch seine Leute anbrüllen, wenn sie seiner Ansicht nach nicht spurten. Eine berserkerhafte Wut konnte diesen im Allgemeinen schweigsamen und verträglichen Mann aus Minnesota plötzlich überfallen. »Well, I told them«, knurrte er zwischen den Zähnen hervor. Goll warf einen Blick auf Jackson, der hinter Davies herantrottete, doch der zeigte keinerlei Reaktion, er schob sich hinter das Steuer des Jeeps und kaute mit Hingabe an seinem Gummi herum.

»And what's wrong?«, fragte Goll.

»It's a shame«, stieß Davies hervor. »That's what it is.« Er stieg nicht in den Jeep, lehnte sich an das Vorderrad und starrte erbittert auf das Haus.

Der Lieutenant verstand. Sie kannten sich noch nicht lange, erst seit der Ardennen-Offensive der Deutschen waren sie zusammen. Aber Zeit war ein irrealer Begriff in einer mörderischen Zeit wie dieser. Was sie gemeinsam erlebt hatten, das Fürchterliche, das Großartige, die Not, das Elend, das Blut und das Sterben um sie herum, dazu Pattons nicht aufzuhaltender Vormarsch, dieser stürmische Siegeszug in das verwüstete Land hinein, hatte sie so aneinandergebunden, dass es keiner Worte bedurfte, um sich zu verständigen.

Davies war ein hervorragender Soldat, ein tapferer Kämpfer im Krieg. Als Besatzungssoldat, als boshafter Unterdrücker, eine Rolle, die anderen gut lag, war er total fehl am Platz. Er hatte genug von der Zerstörung in diesem Land gesehen, vom Elend seiner obdachlosen, heimatlosen Menschen; es widerstrebte ihm zutiefst, in ein Haus zu gehen und Menschen, die noch ein Dach über dem Kopf hatten, auf die Straße zu werfen, Nazi hin – Nazi her. Er hatte zu Hause eine Frau und zwei Kinder, die lebten sicher und gut genährt in ihrem hübschen kleinen Haus, und er wünschte sich nur, dass er bald wieder bei ihnen wäre und von dem, was hier geschah und geschehen war und noch geschehen würde, nichts mehr sehen und hören musste. Er war weder dumm noch primitiv, ein Mann mit unverdorbenem Charakter.

Sicher war es notwendig gewesen, diesen Kampf auf sich zu nehmen, aber nun war Hitler tot, der Krieg war zu Ende und nun sollte er auch zu Ende sein. Nicht jeder Mensch in diesem Land konnte ein Verbrecher sein, das hatte er bereits begriffen.

Davies machte keine Anstalten, in den Jeep zu klettern, er blieb stehen, wo er stand, und zündete sich eine Zigarette an.

»You better go and see for yourself, Sir.«

Das gerade wollte Goll durchaus nicht. Es war nicht seine Aufgabe, den Bewohnern eines Hauses die Beschlagnahme anzukündigen, er hatte nur die Requirierungsliste in der Hand. Der Lieutenant seufzte, stieg aus dem Jeep und betrachtete nun seinerseits das Haus. Ihm gefiel es. Doch er hatte nun einmal einen europäisch angekränkelten Geschmack, auch wenn er das Europa seines Vaters und seiner Mutter nur im Krieg

kennengelernt hatte.

Hübsches altes Haus, fand er. Ziemlich altmodisch, mit Erkern und Balkonen, es sah wohlhabend aus und gemütlich zugleich. Sicher war es innen verwahrlost und schmutzig, die Heizung funktionierte nicht, die sanitären Anlagen waren primitiv, es gab kein warmes Wasser.

Aber all dies hätte Davies nicht in Wut versetzt. Außerdem wusste er inzwischen, dass die Häuser dieser Deutschen, sofern sie noch standen, nicht verwahrlost und schmutzig waren, selbst nach fünfeinhalb Jahren Krieg nicht. Dass manches nicht funktionierte, dafür konnten sie nichts.

Er ließ den Blick über den Garten schweifen, der rechts von dem Haus eine erhebliche Ausdehnung zu haben schien, ein paar schöne alte Bäume standen darin, der Rasen war tiefgrün und gepflegt, rundherum Rosen in leuchtendem Rot, und direkt vor ihm hing über den Zaun ein Busch mit Jasmin, dessen Duft ihn einhüllte. Der Krieg schien spurlos an diesem Haus vorübergegangen zu sein. Die Mauern waren sauber verputzt, ohne Risse und Löcher, die Fenster blitzten in der Sonne.

Ein höchst passendes Haus für Pattons Leute. Was hatte Davies daran auszusetzen?

Er wandte sich zu Davies um, doch der brachte die Zähne nicht mehr auseinander, starrte grimmig vor sich hin und schenkte dem Haus keinen Blick mehr.

Goll war einundzwanzig, Davies dreiundvierzig und sein Untergebener, aber was bedeutete das schon? Außerdem hatte Davies ihm das Leben gerettet, als er, jung und unerfahren, seinen ersten Einsatz hatte.

Während Goll zögernd, unschlüssig, was er eigentlich tun sollte, unter der halb geöffneten Gartenpforte stand, kam eine Frau aus der Tür des Hauses, die Davies offen gelassen hatte, als wolle er damit andeuten, dass die Angelegenheit für ihn keinesfalls erledigt sei.

Die Frau blieb neben der Haustür stehen, zu der drei Stufen hinaufführten, und da das Stück Vorgarten, das sie von Goll trennte, nur wenige Schritte ausmachte, konnte er sie genau betrachten.

Sie war schlank, wirkte mädchenhaft und jung, obwohl sie nicht mehr jung war. Ende vierzig etwa, schätzte Goll, ungefähr im Alter seiner Mutter.

Die Frau an der Tür trug ein glattes blaues Leinenkleid, ein ganz einfaches Kleid, doch an ihr wirkte es elegant. Ihr Haar war hellbraun mit einem rötlichen Schimmer, es war locker nach hinten gekämmt und ließ eine klare, faltenlose Stirn frei; sie sah weder verhungert noch elend aus, nur tiefunglücklich. Goll stieß die Gartentür vollends auf und ging auf sie zu. Als sie ihn sah, schien sie zu erstarren, ihre Augen wurden weit vor Schreck, ihr Mund öffnete sich wie zu einem Schrei; nicht nur Schrecken, geradezu Entsetzen drückte ihr Gesicht aus.

Goll blieb stehen. Was war an ihm so entsetzlich, dass die Frau ihn so ansah?

Der Auftrag, der ihn herführte, was sonst? Wie furchtbar, ein Besiegter zu sein! Aber wie peinlich, ein Sieger zu sein.

Er hob die Hand an den Mützenschirm und sagte in seinem gepflegten Deutsch mit dem rollenden R: »Lieutenant Goll. Erlauben Sie, dass ich eintrete?«

Der Blick der Frau hing gebannt an seinem Gesicht, das Entsetzen wich, ein kindliches

Staunen trat an seine Stelle. »Bitte«, sagte Nina. Sie trat ins Haus, er folgte ihr. Seltsamerweise wurde er wieder an seine Mutter erinnert. War es die Anmut der Bewegung, die schmalen Hüften, die feinen Fesseln der schlanken Beine?

Dieser Unsinn, den sie uns zu Hause erzählt haben, dachte er. Die deutschen Naziweiber haben blonde Zöpfe um den Kopf, dicke Hintern und breite Hüften.

Sein Vater hatte darüber nur gelacht und natürlich hatte er recht, wie immer. Sie waren ganz anders, diese Frauen, und sie waren das Erstaunlichste, was er bisher in diesem vernichteten Land gesehen hatte. Auch wenn er sich natürlich, im Gegensatz zu den meisten der Soldaten, streng an das Gebot der Nonfraternization hielt.

Sie kamen in eine große Diele, links im Hintergrund führte eine ziemlich breite Treppe empor, an der linken Seite der Diele war eine hohe geschlossene Tür, doch im Hintergrund, neben der Treppe und auf der rechten Seite, waren die beiden Flügeltüren weit geöffnet, sodass das helle Licht des Sommertages die Diele durchflutete. Nur wenige Möbelstücke standen hier, schöne alte Möbel, und auf einem schmalen Ständer gab eine Vase mit Rosen dem Raum Leben und Farbe.

Sechs Wochen nach Ende des mörderischen Krieges war dieses Haus auch innen ein bemerkenswerter Anblick. Möglicherweise, schoss es Goll durch den Kopf, hatte ein hoher Nazifunktionär darin gewohnt, weil alles so komfortabel und wohlerhalten aussah.

Nina wandte sich zu dem amerikanischen Offizier um.

Die Verzweiflung, die sie empfand, wurde immer noch von dem Staunen über den Anblick des jungen Mannes verdrängt. Er sieht aus wie Nicolas, dachte sie. So muss Nicolas ausgesehen haben, als er sehr jung war. So hätte sein Sohn ausgesehen, wenn er einen gehabt hätte. Und – sie versuchte den Gedanken sofort zu verscheuchen, ihn gar nicht erst zu denken, aber er war schon da, ließ sich nicht mehr zurückschieben – er sieht Vicky ähnlich. Gott im Himmel, er sieht Vicky ähnlich, er könnte ein Bruder von ihr sein.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Alles konnte sie ertragen, zu allem noch die Beschlagnahme des Hauses, nur nicht den Gedanken an Vicky.

Goll sah die Tränen in ihren Augen und verwünschte sich selbst, dass er ins Haus gekommen war. Das war nicht seine Aufgabe. Dieser verdammte Davies! Go and see for yourself, er würde ihm nachher Bescheid sagen.

»Sie haben es gehört«, sagte er steif. »Ihr Haus ist von der Besatzungsmacht beschlagnahmt.«

»Ja. Ich habe es gehört. Wir müssen es bis morgen Mittag geräumt haben, wir dürfen nichts mitnehmen außer Garderobe und Lebensmittel.«

Sie wirkte nun ganz beherrscht, hob ein wenig hochmütig das Kinn. »Es ist ja nicht das erste Haus, mit dem das passiert. Ich habe schon verschiedentlich von Leuten gehört, die man auf diese rüde Weise auf die Straße gesetzt hat. Unseren Nachbarn ist es genauso ergangen, wir haben sie bei uns aufgenommen.«

Goll runzelte unwillig die Stirn. Wie erlaubte sich diese Deutsche mit ihm zu sprechen? Hatte sie noch nicht begriffen, dass sie den Krieg verloren hatte?

»Übrigens ist das nicht mein Haus, es gehört meiner Schwester. Ich habe in der Stadt gewohnt, in München. Wir sind ausgebombt.«

Sie tupfte mit den Fingern die Tränen aus ihren Augenwinkeln, fügte dann kühl hinzu:

»Sie verstehen mich? Es scheint, Sie sprechen gut deutsch.«

»Ja«, sagte er, irritiert durch ihre Sicherheit, »das ist in meiner Familie so üblich, wir sprechen englisch, französisch und deutsch.« Kaum ausgesprochen, ärgerte er sich, dass er vor der Deutschen angab.

»Und amerikanisch, nehme ich an«, fügte sie ein wenig süffisant hinzu.

Das artete in eine Konversation aus, dazu war er nicht hier.

»I'm sorry«, sagte er dennoch und es klang wirklich wie eine Entschuldigung, »aber das Haus ist beschlagnahmt, daran ist nichts zu ändern.«

Nina nickte stumm, wies mit der Hand zu der offen stehenden Tür an der rechten Seite.

»Bitte«, sagte sie wieder.

Wider Willen folgte er ihr auch durch diese Tür.

Als Erstes sah er, was wohl auch Davies gesehen und so zornig gemacht hatte: das Kind mit den toten weißen Augen. Das Kind saß auf einem Stuhl, die blicklosen Augen weit geöffnet, sein Gesicht war blass, von einer geradezu tödlichen Blässe, das kurze Haar sehr dunkel, fast schwarz, und er dachte unwillkürlich: Ob es auch dunkle Augen gehabt hat? An der linken Seite der Schläfe hatte das Kind eine tiefe Narbe, die in die Wange hineinreichte.

Es war ein schrecklicher Anblick.

Goll blieb an der Tür stehen und wusste nicht, was er sagen sollte.

Am Fensterbrett, mit dem Rücken zum Garten, lehnte eine junge Frau, ihr Haar war brünett, die Augen von strahlendem Blau, sie machte weder einen unglücklichen noch einen gedemütigten Eindruck, sondern lächelte Goll unbefangen an.

»Lieutenant Goll«, sagte Nina formell mit einer Handbewegung zu dem Amerikaner hin. »Eva Walther. Unsere Nachbarin. Sie wohnte in dem Haus nebenan.« Nun wies ihre Hand zum Fenster hinaus und Goll konnte über die Breite des Gartens hinweg das Dach des Nachbarhauses sehen, ein rotes Dach über grünen Büschen.

»Right«, sagte Eva, löste sich von dem Fensterbrett und kam in die Mitte des Zimmers. »We have been thrown out a fortnight ago.«

Es klang nicht einmal betrübt, sondern geradezu fröhlich. »Sie können deutsch mit ihm reden«, sagte Nina.

Eva lächelte immer noch. »Direkt schade. Ich zeige gern, was ich kann. Der Kollege von Ihnen, Lieutenant, der gerade hier war, hat mich gut verstanden. Ich ihn weniger, das gebe ich zu. Aber immerhin haben wir verstanden, worum es geht.«

»Außerdem wohnt in diesem Haus meine Schwester«, nahm Nina das Gespräch wieder auf. »Wie gesagt, ihr gehört das Haus.«

Sie wies wieder in den Garten hinaus, diesmal in den rückwärtigen Teil, und was Goll dort sah, steigerte seine Verwirrung weiter. In weißen Shorts, ein rotes schmales Tuch über der Brust, lag dort eine Frau in einem Liegestuhl und nahm offenbar ein Sonnenbad. Neben ihr im Gras lag ein Hund, ein Boxer.

Das war also die Besitzerin des Hauses und sie tat, als ginge sie das alles gar nichts an.

»Und die Dame, die Sie dort unter dem Baum sehen, ist unsere Tante Alice. Sie ist seit drei Wochen hier. Flüchtling aus Schlesien. Seit dem Januar, seit man sie aus Breslau

abtransportiert hat, war sie in verschiedenen Flüchtlingslagern. Sie ist zweiundachtzig. Wir waren sehr froh, als wir sie hier im Haus hatten.«

Die alte Dame saß unter einem breitästigen Ahorn, neben ihr stand ein kleiner Tisch, eine Tasse und eine Kanne darauf.

Das Ganze war ein Albtraum. Goll fühlte sich überfordert und nahm sich noch einmal vor, Davies sehr deutlich die Meinung zu sagen.

»Dann wohnt mein Sohn noch in diesem Haus«, fuhr Nina fort. »Er ist da drüben in dem Zimmer, er muss meist liegen. Er ist an der Ostfront schwer verwundet worden.«

Eva und sie verständigten sich mit einem Blick, es war besser, Herbert nicht zu erwähnen, er war noch immer nicht entlassen, lebte immer noch unangemeldet, daher auch ohne Lebensmittelmarken, erst bei Eva, nun bei Marleen und Nina.

Goll blickte an den Frauen vorbei, er zwang sich, kalt und gelassen zu erscheinen. Ein junger Mann aus wohlhabendem und kultiviertem Haus, seine Mutter und sein Vater stammten aus diesem Europa, sein Vater ein Balte, die Mutter Deutsch-Russin. Er war zwar in Amerika geboren, aber das war auch schon alles. Warum mutete man ihm das zu? Er würde versuchen, heute Abend den General zu sprechen, er würde ihn bitten, ihn von dieser Aufgabe zu entbinden.

»Das ändert alles nichts«, sagte er kalt. »Es sind wenig Leute in diesem Haus. Das ist selten in dieser Zeit.«

»Ah ja?«, sagte Nina. Herausfordernd blickte sie den jungen Sieger an, der aussah wie Nicolas. Wenn sie doch aus dem Haus geworfen wurden, war es sowieso egal, demütigen würde sie sich nicht, bitten nicht. »Ehe ich ausgebombt wurde, hat meine Schwester das Haus allein bewohnt. Mit einem Dienstmädchen. Sie wohnte vorher in Berlin und sie hat dieses Haus gekauft, um etwas mehr ... nun ja, Ruhe zu haben. Vor den Fliegerangriffen, Sie verstehen?« Jetzt war ihr Ton unverhohlen arrogant. »Ihr Mann war Jude. Eines Tages wurde er abtransportiert, niemand weiß, was aus ihm geworden ist.«

»Nun, darüber dürfte wohl jetzt kein Zweifel mehr bestehen«, sagte Goll, »vermutlich wurde er ermordet.«

»Das denken wir auch.«

Sie sah ihn gerade an, wich seinem Blick nicht aus. Sie hatte keinen Menschen ermordet und sie würde sich immer dagegen wehren, dass man ihr die Morde der Nazis auflud. Dass Marleen sich von Max hatte scheiden lassen, brauchte man ja nicht zu erwähnen. Er hatte es selbst gewollt. Ansonsten konnte man nur hoffen, dass die Amerikaner nicht herausbrachten, wer dieses Haus wirklich gekauft hatte. Aber so schlau waren sie wohl nicht, Alexander Hesse würde bestimmt alle Spuren, die zu ihm führten, verwischt haben.

Goll löste sich aus ihrem Blick.

»Bis morgen Mittag also«, sagte er.

Und als er keine Antwort bekam, als die Frauen ihn nur ansahen, empfand er fast so etwas wie Hass. Diese Deutschen! Diese Frauen!

Aber dann sah er wieder nur das blinde Kind und fragte sich, ob es eigentlich hören konnte, ob es verstand, was gesprochen wurde.

»Wissen Sie schon, wo Sie unterkommen?«, fragte er und wusste selbst nicht, wie ihm

diese Worte über die Lippen kamen.

Wie gut er deutsch spricht, dachte Nina. Und die Art, wie er spricht, kommt mir so vertraut vor. So hat Nicolas auch gesprochen. Ich glaube, jetzt werde ich gleich verrückt. Ob es vielleicht doch so etwas gibt wie Seelenwanderung? Nicolas fiel 1916 in Frankreich. Das ist schon gar nicht mehr wahr.

»Nein«, sagte sie. »Wie sollte ich? Es kommt alles sehr plötzlich.«

»Haben Sie nicht damit gerechnet?«

Wieder tauschten Nina und Eva einen Blick. Natürlich hatten sie damit gerechnet, wer nicht?

»Vielleicht«, sagte Eva freundlich, »sollten Sie dem Lieutenant noch von Ihrem Mann erzählen.«

»Ach, wozu denn?«, sagte Nina. Sie ging zu dem kleinen Rokoschreibtisch, der links vom Fenster stand, nahm sich eine Zigarette aus der Dose und zündete sie an. Sie hatten nicht nur Zigaretten, registrierte Goll, sie nahmen sie aus der Dose, nicht aus der Packung. Was für Leute waren das eigentlich? Sein Ärger mischte sich mit Neugier.

»Ihr Mann«, berichtete Eva, »Dr. Framberg, ist in einem Konzentrationslager. Oder besser muss man wohl sagen, er war in einem KZ. Wir hoffen immer noch, dass er zurückkehrt.«

Goll blickte auf das kleine Mädchen mit den weißen Augen. »Und sie?«, fragte er.

»Dresden«, erwiderte Eva lakonisch. »Sie werden davon gehört haben. Das Kind war fünf Tage verschüttet. Mehr wissen wir auch nicht. Sie spricht nicht.«

Das Kind drehte den Kopf zur Seite und Goll sah, dass seine Lippen zitterten.

Er hatte nur den einen Wunsch, möglichst schnell aus diesem Haus hinauszukommen. Da draußen die Frau im Liegestuhl, ihren Hund neben sich, die alte Dame unter dem Baum, die beiden Frauen hier, die ihm weit überlegen schienen, das blinde Kind, ein verwundeter Sohn, ein Mann im KZ – ob sie das Davies auch alles erzählt hatten? Wohl kaum. So lange war er gar nicht in dem Haus gewesen. Er würde nun gehen. So what – was ging ihn das alles an?

»Sie heißt Maria«, sagte Eva. »Maria Henrietta. Her mother was a famous singer at the Dresden Opera.« Und mit einem erschrockenen Blick auf Nina verbesserte sie sich. »Sie ist eine berühmte Sängerin an der Oper in Dresden. Aber wir wissen nicht ...«

»Hören Sie auf!«, fuhr Nina sie an, ihr Gesicht war hart geworden. Aber Eva war nicht zu bremsen. All das, was geschehen war, und nun auch noch dies, was dachten sich diese Leute, die über den Ozean gekommen waren? Sie waren keine Nazis gewesen, sie nicht, Herbert nicht, Nina nicht, ihr Mann nicht – hatten die das noch immer nicht kapiert?

Sie ging an Nina vorbei und zog die Schublade des kleinen Schreibtisches auf.

»Hier, Lieutenant, wollen Sie einmal sehen? Victoria Jonkalla. Marias Mutter.« Sie hielt ihm die Bilder unter die Nase, Victoria als Pamina, als Mimi, als Agathe, als Micaela.

Goll warf einen flüchtigen Blick auf die Bilder, dann wandte er den Kopf zur Seite.

»I believe you«, sagte er unfreundlich. »Is she ...«

»We don't know it«, sagte Eva, nun auch unfreundlich. »Nina never had a message. Maybe she is dead.« Und ohne weitere Rücksicht auf Nina zu nehmen: »Sie ist tot. Ihr Mann ist tot. Dresden ist kaputt, die Oper ist kaputt.« Und noch einmal: »Sie werden

davon gehört haben.«

Wie unverschämt diese Weiber waren! Goll drehte sich abrupt um.

»Bis morgen Mittag«, sagte er kalt. Dann ging er.

Davies lehnte wie zuvor am Jeep, vor ihm am Wegrand lagen drei Zigarettenstummel.

»Let's go«, sagte Goll scharf und stieg in den Jeep.

Davies erwiderte nichts und kletterte in das Fahrzeug.

Private Jackson fuhr kauend los.

Goll und Davies vermieden es, einander anzusehen. Welten trennten sie, was Herkunft und Bildung anging, doch sie empfanden beide dasselbe: Wie widerlich es sein konnte, ein Sieger zu sein.

Nina und Eva blickten sich an und dann, gleichzeitig, blickten sie auf das Kind. Eva wäre gern hingegangen und hätte es in die Arme geschlossen. Doch Maria scheute vor jeder Berührung zurück, es war schon ein Fortschritt, dass es gelungen war, sie wenigstens manchmal in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, dass sie bei ihnen saß, schweigsam.

»So ein Mist!«, sagte Eva. »Wo ich jetzt alle Fenster so schön geputzt habe!« Das hatte sie wirklich in den letzten Tagen getan, sie war immer voller Tatendrang, und seit sie und Herbert vor vierzehn Tagen im Nachbarhaus untergekommen waren, verlangte es sie danach, den ganzen Tag etwas zu tun, entweder im Haus oder im Garten.

»Ich muss etwas trinken«, sagte Nina.

»Das ist eine gute Idee«, rief Eva. »Ich steige mal eben in den Keller. Was Spritziges, Frau Framberg?«

»Was Spritziges, ja. Und bitte, sagen Sie Nina zu mir.«

»Gern«, sagte Eva.

»Und überhaupt«, Nina lächelte ihr zutrauliches Lächeln, das sie schon als junges Mädchen gehabt hatte und das so selten geworden war in ihrem Gesicht, »könnten wir genauso gut du sagen; wenn wir nun schon Schicksalsgenossen sind. Wenn auch nur noch für kurze Zeit.«

»Sie sind ... ich meine, Nina, du bist mir nicht böse, dass ich das von deiner Tochter gesagt habe? Von Dresden?«

Ein rascher Blick zu Maria. »Ich dachte mir, das soll der ruhig wissen, dieser blöde amerikanische Schnösel, der von nichts eine Ahnung hat.«

»Ich fand ihn ganz sympathisch«, sagte Nina versonnen. »Er hat mich an jemand erinnert.«

»So? An wen?«

Jetzt war das Lächeln nur noch in ihren Augen. »An den Mann, den ich liebte, als ich jung war. Den ich liebte seit meiner Kindheit. Den ich liebte wie sonst keinen Menschen, weder früher noch später, außer ...« Ihr Blick streifte die Rollenbilder Victorias, die noch auf dem Schreibtisch lagen.

»Er fiel im Ersten Weltkrieg.«

»Aber da warst du ja noch blutjung.«

»Nicht viel jünger als du heute, Eva.«

Nina trat an die Tür, die auf die Terrasse hinausführte.

»Er war der Mann meiner Tante Alice.«

»Oh, dein Onkel also!«, rief Eva erstaunt.

»Nun ja, da er die Schwester meiner Mutter geheiratet hatte, war er mein Onkel. Da kommt Herbert aus dem Gebüsch gekrochen.«

»Ist er nicht ein kluges Bürschchen?«, fragte Eva stolz. »Er hat die Amis gesehen und hat sich gleich verdrückt.«

In grauer Hose und einem kurzärmeligen weißen Hemd, die Hände in den Taschen vergraben, kam Herbert über die Wiese geschlendert, machte eine Verbeugung, als er bei Alice von Wardenburg vorbeikam, hauchte mit den Fingerspitzen Marleen einen Kuss zu, als er den Liegestuhl passierte. Der Boxer stand animiert auf, wackelte mit dem Stummel und trottete Herbert nach.

»Jetzt wird ihm gleich das Lachen vergehen«, vermutete Nina.

»Ach wo, dem doch nicht. Du weißt es ja, er fühlt sich als Sieger in diesem Krieg. Ich denke, dass wir zu seiner Mutter nach Eichstätt gehen werden. Irgendwie werden wir schon hinkommen. Ich hab' ja die beiden Räder mit herübergeschmuggelt. Bloß muss er endlich in ein Entlassungslager, da hilft alles nichts. Er muss ja mal Lebensmittelkarten kriegen. Und überhaupt vorhanden sein.«

»Und ob ich vorhanden bin«, sagte Herbert unter der Tür. »Wie kann ich es den Damen beweisen?«

»Indem du in den Keller gehst und eine Flasche Champagner heraufbringst.«

»Gute Idee! Gibt es was zu feiern?«

»Nicht direkt. Wir wollen nur welchen trinken, solange wir noch welchen haben.«

»O weia, das habe ich mir schon gedacht, als ich den Jeep vor dem Haus halten sah. Müssen wir auch hier raus?«

Nina nickte.

»Scheiße erster Klasse«, kommentierte Herbert, entschuldigte sich nicht bei den Damen für den Ausspruch, hielt sich aber nach einem Blick auf das Kind die Hand vor den Mund.

»Bin gleich wieder da. Wenn wir die Vorräte lichten sollen, bringe ich am besten zwei Flaschen. Madame hat sicher lange genug in der Sonne gebraten und wird uns Gesellschaft leisten.«

»Ihr muss ich es auch sagen«, seufzte Nina, als Herbert aus dem Zimmer war. Denn dass Marleen ungerührt in ihrem Liegestuhl geblieben war, konnte nicht Gleichgültigkeit genannt werden, sie hatte von dem Besuch der Amerikaner gar nichts gemerkt. Seit Dezember 44, seit Nina mit ihrem Sohn Stephan ins Haus gekommen war, hatte Marleen ihr die Führung des Haushalts überlassen. Sie hatte sich auch vorher kaum darum gekümmert, denn Theres, ihr Mädchen, war selbstständig und umsichtig gewesen. Doch im April hatte die Theres das Haus verlassen, wenn auch unter Tränen. Sie müsse nun heim zu ihren Eltern, hatte sie gesagt, was jeder verstand.

»Die Amerikaner werden sich freuen, wenn sie euren Keller sehen«, sagte Eva. »Wenn wir nur ein Fahrzeug hätten, damit wir was mitnehmen könnten.«

Dank Marleens Beziehung zu Dr. Alexander Hesse war ihr Weinkeller wohl gefüllt, auch Lebensmittel waren ausreichend vorhanden. Ganz zu schweigen von dem Warenlager an

Stoffen, das sich in einem besonderen Raum des Kellers befand, wertvolle Tauschobjekte in dieser Zeit. Die Stoffe stammten noch von Bernauer und Sohn beziehungsweise aus den Konfektionsfirmen in Berlin, der Quelle ihres Wohlstands, mit denen sie zwar nichts mehr verbunden hatte, doch sie gehörten ihnen noch. Die Geschäftsführer der Firmen hatten die Stoffe rechtzeitig aus Berlin verlagert und Max benachrichtigt, wo sie sich befanden. Natürlich hatte jeder seinen Anteil auch beiseitegebracht.

Max wäre von sich aus nie auf so eine Idee gekommen, auch war ihm zu jenem Zeitpunkt jeder Besitz bereits vollkommen gleichgültig. Er hatte Marleen wissen lassen – sie waren schon geschieden –, sie könne über die Stoffe nach Belieben verfügen!

Marleen erzählte Alexander Hesse davon und sagte: »Was soll ich mit dem Kram anfangen? Das liegt irgendwo in der Mark herum. Das sind bestimmt keine Dessins, die ich tragen würde.« Alexander hatte nur gelächelt, er kannte Marleens verwöhnten Geschmack.

»Ich Sorge dafür, dass sie nach München transportiert werden, sobald du dort bist. Kann sein, dieser Kram wird eines Tages sehr nützlich für dich sein.«

Dr. Hesse, der seit Jahren seine Begabung in den Dienst der Nationalsozialisten gestellt hatte, zweifelte dennoch seit dem ersten Tag des Krieges nicht daran, wie dieser ausgehen würde. Und eine Vorstellung davon, wie es danach in Deutschland aussehen würde, hatte er auch. Nachdem Marleen auf sein Drängen 1943 nach Solln umgezogen war, einem hübschen stillen Vorort Münchens, kamen die Stoffe bald nachgereist. So etwas konnte Hesse immer noch spielend organisieren.

Mit noch größerem Bedauern dachte Nina an den riesigen Haufen Koks im Heizkeller.

Der Koks-vorrat war nicht einmal auf illegale Weise ins Haus gekommen, den hatte man Marleen auf ordentliche deutsche Art im letzten Kriegswinter ins Haus geliefert. Prozentual zu der Menge Koks, die man in den Jahren zuvor bezogen hatte, bekam jeder Haushalt eine entsprechende Lieferung. Und da Marleen es immer gern warm hatte, nie daran dachte, zu sparen, lässig die Türen offen ließ, war ihr Verbrauch an Heizmaterial enorm gewesen.

Nina hatte schon im vergangenen Winter, seit sie im Haus war, an Heizung gespart, weitere Lieferungen würden sicherlich ausbleiben. Aber über den nächsten Winter kamen sie gewiss noch, ohne frieren zu müssen. Das war nun auch vorbei, die Amerikaner bekamen den schönen Koks.

Herbert dagegen bemängelte die fehlende Kühlung, denn noch war es Sommer.

Als er aus dem Keller kam, drei Flaschen unter dem Arm, sagte er: »Der Keller ist ja ganz schön kühl, aber für Schampus nicht ausreichend. Sie müssten unbedingt wieder einmal Eis für Ihren Eisschrank geliefert bekommen, Nina.«

»Ist gut«, sagte Nina. »Ich werde unsere Nachfolger daran erinnern.«

Mit einer Art Galgenhumor versuchten sie, mit der Situation fertig zu werden.

Herbert trat auf die Terrasse hinaus, von der drei Stufen in den Garten führten, und wedelte einladend mit der Hand. »Champagnertime, meine Damen«, rief er.

Eva zog ihn energisch am Hosenbund zurück.

»Bist du wahnsinnig? Sollen dich die Amis gleich hier rausholen?«

»Ich fürchte, irgendwann catchen sie mich doch. Wenn wir jetzt heimatlos auf der

Straße herumirren ... gnädige Frau«, wandte er sich an Nina, »es ist zum Kotzen, wirklich. Ich fand's so gemütlich in diesem Palazzo.«

»Ich auch«, erwiderte Nina trocken.

»Ich frag mal Stephan, ob er ein Glas mittrinkt«, sagte Eva, »mein Gott, für ihn ist das noch viel schlimmer.«

Sie ging über die Diele, klopfte an die verschlossene Tür. Bis Herbert die erste Flasche geöffnet hatte, gekonnt, nur mit einem leisen Blub und ohne einen Tropfen zu verspritzen, trotz ungenügender Kühlung, waren alle im Zimmer versammelt, auch Tante Alice.

»Begabt, nicht?«, fragte Herbert, »ich könnte glatt Oberkellner im Adlon werden.«

»Ja, falls es das Adlon noch gäbe«, meinte Nina und nahm ihr Glas.

»Na denn, auf gute Weiterreise.«

»Was ist denn eigentlich los?«, fragte Marleen. »Du willst verreisen?«

»Wir alle, liebe Schwester. Hast du nicht gemerkt, dass wir Besuch hatten?«

»Besuch? Nö. Wer war denn da?«

Herbert strich dem Hund über den Kopf. »Conny ist auch nicht gerade der geborene Wachhund. Eigentlich hätte er ja einen Ton von sich geben müssen.«

Als Marleen erfahren hatte, was vorgefallen war und was ihnen bevorstand, machte sie eine höchst erstaunte Miene. »Du meinst, wir müssen aus dem Haus?«

»Bis morgen Mittag. So wie wir gehen und stehen.«

»Das ist eine Unverschämtheit«, sagte Marleen empört. Auch jetzt wurde ihre Stimme nicht lauter, so ganz schien sie es nicht zu glauben. Ihre Beine in den kurzen Shorts waren schon gebräunt, ebenso ihre Schultern. Obwohl Tante Alice sie missbilligend anblickte, war an ihrer Erscheinung nichts auszusetzen; Marleen Nossek, geschiedene Bernauer, war immer noch eine hübsche Frau, es schien, als könnten die Zeit und das Leben ihr nichts anhaben. Allerdings war das Leben mit ihr immer sehr freundlich umgegangen, abgesehen von einigen stürmischen Jahren in ihrer Jugend.

Sie war die Hübscheste der Nossek-Töchter gewesen, sie war oberflächlich und egoistisch, doch ein Glückskind. Nina hatte das Leben ihrer Schwester nie ohne leise Neidgefühle betrachten können.

»Ich werde mich beschweren«, verkündete Marleen und trank von ihrem Champagner.

»Das tust du«, sagte Nina spöttisch. »Am besten wendest du dich an Marschall Patton persönlich. Unser netter kleiner Leutnant wird uns wohl kaum helfen können.«

»Wenn ich nur wüsste, wo Alexander steckt.«

Nina lächelte mitleidig. Ein bisschen dumm war Marleen ja schließlich immer gewesen. Wo würde Alexander Hesse stecken – in einem Kriegsverbrecherlager vermutlich. Wo er auch hingehörte. Aber Nina unterdrückte diese Bemerkung. Wer Dr. Alexander Hesse war, was er gewesen war in dem untergegangenen Nazistaat, musste nicht jeder wissen, Eva und ihr Freund nicht, auch Stephan nicht und auch nicht Tante Alice, die es vermutlich gar nicht interessiert hätte. Seit sie bei ihnen war, schien sie in einem schwebenden Nirgendwo zu leben, sie aß kaum, sie nippte auch jetzt nur an ihrem Glas, äußerte sich nicht zu dem bevorstehenden Desaster. Sie hatte ihre Wohnung in Breslau im Januar 45, bei eisiger Kälte, Hals über Kopf verlassen müssen, sie war herumgestoßen worden, von

Lager zu Lager, sie hatte kein eigenes Bett mehr, besaß außer einigen Kleidungsstücken nichts, was ihr gehörte. Es war eine Zeit der Demütigung und sie hatte nur gehofft, dass sie sterben würde, es ging ihr gesundheitlich sowieso schon lange nicht gut. Aber sie war nicht gestorben, auf allerlei Umwegen war sie nach München gelangt, wo ihre Nichten seit einigen Jahren wohnten.

Sie war sehr liebevoll empfangen worden, Marleen war immer noch eine reiche Frau, sie hatte nichts verloren, und wie sie auch sein mochte, gutmütig und hilfsbereit war sie immer gewesen.

Alice von Wardenburg bekam ein hübsches Zimmer und geriet in eine Welt der Ruhe und Geborgenheit, wie sie in dieser Zeit höchst ungewöhnlich war. Knapp drei Wochen hatte das gedauert.

»Also, mal im Ernst«, meinte Eva, »angenommen, General Patton ist gerade nicht zu sprechen, was werdet ihr tun?«

Ja, was werden wir tun?, dachte Nina.

»Mir fällt eigentlich nur das Waldschlössl ein. Draußen bei meiner Freundin, Victoria von Mallwitz. Das ist ...«, sie machte eine vage Handbewegung, »auf das Gebirge zu. Im Voralpenland, eine sehr hübsche Gegend.«

»Du kannst nicht von mir verlangen, dass ich bei der Mallwitz unterkrieche«, sagte Marleen nicht gerade liebenswürdig. »Die konnte mich noch nie leiden.«

»Ihr kennt euch kaum. Aber bitte, wenn dir etwas Besseres einfällt. Du wohnst jetzt immerhin zwei Jahre hier. Wie viele Bekannte hast du denn, die dich, ich spreche gar nicht von uns, die dich aufnehmen würden?«

»Ich kenne keinen Menschen in Bayern«, sagte Marleen abweisend. »Denkst du, ich biedere mich fremden Leuten an?«

»Stimmt«, sagte Eva freundlich lächelnd. »Wir haben eine ganze Weile nebeneinander gewohnt und haben uns erst kennengelernt, als die Amerikaner einrollten. Komisch, nicht? Mit Conny habe ich allerdings manchmal über den Zaun hinweg schon geflirtet.«

»Sie hatten ja diese grässlichen Kinder im Haus«, sagte Marleen ein wenig verbindlicher.

»Grässlich waren sie, das kann man sagen. Ausgebombte aus dem Ruhrpott, die man mir ins Haus gesetzt hatte, sage und schreibe fünf Kinder hatten die. Und die Alte baumelte immer mit dem Mutterkreuz und tat, als gehöre das Haus ihr.«

»Ein Glück, dass sie so viele Kinder hatten. Und er war auch noch schwer verwundet, da hat der liebe Herr Gauleiter ihnen ein eigenes Häuschen besorgt. Wo gleich?«, meinte Herbert.

»Im Gebirge. In Mittenwald, glaube ich.«

»Na, das wird die Mittenwalder freuen. Aber gut, dass sie weg waren, was wäre sonst aus mir geworden?«

Eva und Herbert lächelten sich zu. Seine Rettung blieb für beide das große Ereignis, er hatte überlebt, sie waren zusammen, nichts, was sonst geschah, würde wichtiger sein.

»Wir könnten bei Mama in Eichstätt unterkommen«, sagte er.

»Daran habe ich auch schon gedacht. Wenn sie dich nicht unterwegs schnappen, wirst du dort in ein Entlassungslager gehen, damit man dich endlich wieder herzeigen kann.«

»Sie müssen wissen, gnädige Frau«, wandte sich Herbert an Alice von Wardenburg, »ich bin nicht etwa ein verkappter Kriegsverbrecher, sondern ich habe auf dem Rückzug in Polen einen Nazibonzen krankenhausreif geschlagen, als er vor meinen Augen einen kleinen polnischen Jungen mit einer Reitgerte fast totgeprügelt hat, weil der ein Stück Brot geklaut hatte. Daraufhin haben sie mich erst eingesperrt und dann sollte ich zu einer Strafkompagnie. Na ja, ganz auf den Kopf gefallen bin ich von Haus aus nicht, es gelang mir zu türmen. Dann habe ich auf einem Bauernhof Zivilkleider organisiert, und dann – meine Fresse! Ich meine, Entschuldigung, dann ging's erst richtig los. It was a long way to Tipperary. Es ist mir gelungen, hierherzukommen, fragen Sie nicht, wie. Und Eva hat mich im Keller versteckt.«

»Ja, und erst waren die Flüchtlinge noch im Haus«, erklärte Eva eifrig. »Fragen Sie ebenfalls nicht, was wir ausgestanden haben.«

»Ich bin nichts als ein lumpiger Deserteur«, fuhr Herbert strahlend fort. »Das erklären Sie mal den Amis.«

»Egal, Entlassungspapiere brauchst du.«

Stephan hatte bisher geschwiegen, jetzt sagte er, zu seiner Mutter gewandt: »Ich denke, das Waldschlössl ist bis unters Dach mit Flüchtlingen belegt.«

»Ja, das sagte Victoria, als wir uns das letzte Mal sahen. Das war so Anfang März, da war sie mal hier. Aber für uns wird sie Platz haben. Schlimmstenfalls kampieren wir im Stall. Die Frage ist nur, wie wir hinkommen. Überhaupt wenn wir ein bisschen was mitnehmen wollen.«

»Für mich kommt das nicht infrage«, sagte Marleen giftig.

Nina überhörte es. Marleen sollte ruhig einmal merken, dass sich ihr das Leben nicht immer wie ein gutmütiger Hund zu Füßen legte, so wie es der Boxer inzwischen getan hatte. Nina ging es nur um ihren kranken Sohn und um das blinde Kind. »Du hast dich ja mit Victoria immer gut verstanden, nicht, Stephan?«

»Ich habe sie immer bewundert. Sie ist eine großartige Frau.«

»Es wird uns bei ihr nicht schlecht gehen, wir bekommen sicher ordentlich zu essen, es ist ja ein Gut. Und einen Arzt wird es in einem der Dörfer rundherum schon geben.«

»Ich brauche keinen Arzt«, widersprach Stephan, »mir geht es sehr gut.«

Nina sah ihren Sohn liebevoll an. Dieser labile, oft schwierige Junge, der mehr tot als lebendig aus Russland zurückgekehrt war, hatte in letzter Zeit eine erstaunliche Wandlung durchgemacht. Sie war sich bewusst, dass Herbert daran großen Anteil hatte. Er hatte sich viel mit Stephan abgegeben, hatte so etwas wie Lebensmut in dieses trostlose Haus gebracht. Sein ständiger Ausspruch: Wir haben den Krieg besiegt, wir haben ihn überlebt, hatte auf Stephan seine Wirkung nicht verfehlt.

Es würde schade sein, dachte Nina, Herbert nicht mehr um sich zu haben.

Mit Stephan also würde es besser gehen, als sie noch vor wenigen Wochen erwartet hatte, aber ...

»Maria«, sagte sie behutsam, »du erinnerst dich an das Waldschlössl und an ...« Nie war es ein Problem gewesen, dass ihre Freundin und ihre Tochter den gleichen Namen trugen. Victoria von Mallwitz war Victoria Jonkallas Patin gewesen, im Juli 1914, als das Kind zur Welt kam, wenige Tage vor Ausbruch des Krieges. Jener Krieg, der Nicolas

getötet hatte. Und Kurt Jonkalla, ihren Mann. Und dieser Krieg nun – Nina schob den Gedanken wild beiseite. Vicky war nicht tot. Sie konnte nicht tot sein. Sie nicht. Es war nicht vorstellbar. Victoria Jonkalla, ihre schöne berühmte Tochter, jung, strahlend, voll Lebensfreude. Sie war nicht tot. Eines Tages würde sie wieder bei ihr sein.

»Maria«, sagte Nina noch einmal, ihre Stimme klang heiser. »Du warst doch draußen im Waldschlössl, als du aus Baden kamst. Weißt du noch? Da war die Liserl, die immer so schön mit dir gespielt hat und ...«

Jetzt bemerkte sie, was die anderen schon entdeckt hatten. Maria saß nicht mehr auf dem Stuhl, sie tastete sich an der Wand entlang in eine Ecke des Zimmers, stand dort zitternd, die weißen Augen starr.

»Wir müssen fort?«, fragte sie im Flüsterton.

»Ja, Liebling, du hast es gehört.«

Nina stand auf, ging zu dem Kind.

»Du kannst dich doch an das Waldschlössl erinnern, nicht wahr? Du warst dort, ehe du ...« Ehe du nach Dresden gingst, ehe deine Mami dich holte, das hatte Nina sagen wollen, aber das waren verpönte Worte. Niemals sprach sie das Wort Mami aus, niemals das Wort Dresden.

Doch dann sagte sie etwas viel Schlimmeres, sie sagte:

»Du weißt doch noch, draußen bei Tante Victoria. Wo du Mali bekommen hast.«

Ein leiser hoher Klagelaut kam aus dem Mund des Kindes, dann liefen Tränen aus den weißen Augen über sein Gesicht. Es war das erste Mal, dass sie das Kind weinen sahen, sie standen alle stumm vor Entsetzen.

»Mali!«, schluchzte Maria. »Mali!«

Nina begriff sofort. Wie konnte sie nur den Hund erwähnen! Sie wusste ja, was er Maria bedeutet hatte, und sicher war auch er in jener Schreckensnacht ums Leben gekommen.

Sie kniete nieder bei dem Kind, umfing es mit beiden Armen. »Maria! Maria! Weine nicht! Ich bin ja bei dir. Es geschieht dir nichts. Der Krieg ist vorbei. Es fallen keine Bomben mehr. Du bekommst wieder einen Hund. Ganz bestimmt«, so versuchte sie das Kind zu trösten, doch es war kein Trost.

»Mali!«, schluchzte Maria, wie im Krampf schüttelte sich der magere kleine Körper in Ninas Armen.

Hilflos blickte Nina zu den anderen auf.

»Ja, Mali, natürlich, die kenne ich auch, Maria«, sagte Stephan. Er zitterte nun auch, Tränen standen in seinen Augen. Es stimmte nicht, was Nina gerade gedacht hatte. Er war immer noch so schwach, so am Rande seines Lebens, dass jede Erregung ihn aus der Fassung brachte. Während seiner Rekonvaleszenz war er längere Zeit bei seiner Schwester in Dresden gewesen, dort erst hatte er Maria kennengelernt, und er hatte das anmutige Kind mit den großen dunklen Augen lieb gewonnen.

Herbert legte die Hand auf Ninas Schulter und schob sie sanft zur Seite, ging seinerseits in die Knie.

»Maria«, sagte er ruhig. »Was ist mit Mali geschehen?«

Maria schloss beide Arme vor sich zu einem Kreis, als hielte sie etwas darin.

»Mali!«, schluchzte sie. »Sie hat so geweint. Und sie hat geschrien. Und dann ... dann

war sie auf einmal still. Sie war tot. Und ich war ganz allein.«

Was hatte der Sanitäter gesagt, der Maria Henrietta im April ins Haus brachte? »Sie war in Dresden verschüttet und man hat sie erst nach fünf Tagen ausgegraben. Unter lauter Toten soll sie gelegen haben. Sie konnte sich an gar nichts erinnern.«

Jetzt erinnerte sie sich an ihren Hund, den sie zärtlich liebte und der offenbar in ihren Armen gestorben war. Nina legte die Hand um ihre Kehle, jene hilflose Geste, die sie von Vicky übernommen hatte. Sie kniete auf dem Boden, Tränen liefen auch über ihr Gesicht.

Warum nur hatte sie von dem Hund gesprochen?

Erinnerte sich Maria also doch? Nicht nur an den Hund, auch an alles andere, was geschehen war? Wusste sie es und hatte es nur in sich verschlossen? Lag auch Victoria in jenem Keller, schreiend, jammernd, dann verstummt? Konnte sich Maria auch daran erinnern, würde sie darüber sprechen?

O Gott im Himmel, nein, dachte Nina, lass sie es vergessen haben. Es würde besser für sie sein, wenn auch ihr inneres Auge erloschen war. Das sagte sie später zu Herbert, als sie auf einer Terrassenstufe saßen.

Herbert widersprach.

»Der Meinung bin ich nicht. Sie hat überlebt. Und sie muss schließlich weiterleben, trotz allem, was geschehen ist. Der gebrochene Arm ist gut geheilt, ihr Haar ist nachgewachsen, die Narbe verblasst ein wenig. Und Sie haben gehört, was Dr. Belser gesagt hat, dass es vielleicht möglich sein wird, ihr das Augenlicht wiederzugeben, teilweise wenigstens. Er hat von einer Transplantation gesprochen. Irgendwann wird es ja wieder etwas normaler zugehen, dann muss man den richtigen Arzt finden und dann muss man es versuchen. Man muss es versuchen, Nina. Und darum darf das Kind nicht wie in einer Höhle leben, immer noch verschüttet. Mit der Zeit muss es gelingen, dass sie über das spricht, was sie erlebt hat. Sonst wird sie seelisch krank, Nina.«

»Ich fürchte, das ist sie schon«, sagte Nina.

Auch ihre Augen waren wie erloschen, sie sah nicht den blühenden Garten vor sich, sie blickte in das Dunkel, in dem alle, alle verschwunden waren, die sie liebte.

Geblieden war das blinde Kind. Am Leben geblieben war auch ihr Sohn.

Sie blickte über die Schulter zurück ins Zimmer. Marleen und Eva waren nicht mehr da. So wie sie Eva kannte, war sie in der Küche und würde für alle etwas zu essen herrichten. Alice von Wardenburg saß regungslos in einem Sessel, ihr Gesicht war unbewegt.

Ob sie an Nicolas dachte?

Nina würde nie im Leben Champagner trinken können, ohne an ihn zu denken. Auf Wardenburg hatten sie immer Champagner getrunken. An guten und an bösen Tagen. Immer kam von Nicolas die Order: Bring uns eine Flasche, Grischa.

Stephan und Maria saßen auf dem blauen Seidensofa, sie saßen schweigend, eng aneinandergeschmiegt, Stephan hatte den Arm um Maria gelegt, ihr Kopf lehnte an seiner Schulter. So eine Szene hatte es noch nie gegeben, seit Maria ins Haus gekommen war.

Nina kämpfte wieder mit den Tränen. Diese beiden verstümmelten Opfer, die der Krieg ihr übrig gelassen hatte. Und wie schon manchmal dachte sie: Wäre es nicht besser gewesen, wenn auch Maria die Hölle von Dresden nicht überlebt hätte?

Und ohne weiter zu überlegen, sprach sie es aus.

Herbert nickte.

»Ja, vielleicht. Ich kann schon verstehen, dass Sie das denken. Aber sie ist nun einmal da und wir müssen alles tun, dass sie zu einem normalen Leben findet.«

»Wir« hatte er gesagt, dieser fremde Mann, den Nina vor ein paar Wochen noch gar nicht gekannt hatte.

»Ein normales Leben? Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen für dieses arme Kind.« Sie legte eine Hand auf sein Knie.

»Ich kann mir ja nicht einmal vorstellen, was wir in diesem Unglückshaus ohne Sie und ohne Eva tun sollen. Wissen Sie eigentlich, Herbert, wie viel Kraft und Mut ihr beide mir gegeben habt, seit ich euch kenne?«

Seine Stirn rötete sich ein wenig, er nahm ihre Hand von seinem Knie und küsste sie.

»Danke, dass Sie das sagen, Nina. Sie hätten auch sagen können: zwei glücklich Verliebte, die auch in dieser Zeit das Leben wunderbar finden, oder vielleicht sollte man sagen, gerade in dieser Zeit, und das auch immer hinausposaunen, wären Ihnen auf die Nerven gefallen. Na ja, und dieses Unglückshaus, wie Sie es nennen, sind Sie ja vorerst los. Ich finde, wir sollten uns als Nächstes mal den Kopf zerbrechen, wie Sie da hinauskommen zu ihrer Freundin, in dieses Waldschlössl. Erklären Sie mir noch mal genau, wo es liegt.«

»Also, man müsste von hier aus zunächst über die Isar, falls es noch eine Brücke gibt. Und dann in Richtung Bad Tölz, und dann geht es irgendwo links ab. Das Waldschlössl liegt sehr einsam. Doch das nächste Dorf ist zu Fuß, nun, ich würde sagen, in einer halben Stunde zu erreichen. Wir sind ja mit dem Auto gefahren, draußen hatten sie immer noch ein Auto, es ist ein großer Gutsbetrieb. Wenn ich meine Freundin anrufen könnte, würde sie mich vielleicht holen. Aber bis jetzt war keine Verbindung zu bekommen.«

»Wir könnten es ja noch einmal versuchen. Und irgendein Fahrzeug brauchen Sie, das ist klar. Weder Ihre Tante noch Stephan noch das Kind können die Landstraße entlangmarschieren. Und die schöne Marleen wird es auch nicht wollen. Wo steckt sie eigentlich?«

»Sie hadert mit dem Schicksal, nehme ich an. Sie ist Schicksalsschläge nicht gewöhnt.«

»Aber ihr Mann ...«

»Ach Gott, der arme Max«, sagte Nina. »Sie hat ihn geheiratet, weil er sehr reich war. Geliebt hat sie ihn bestimmt nicht. Sie hat ihn immer betrogen.«

»Hm«, machte Herbert. »Wollen wir mal in der Küche nachschauen, ob Eva uns was Anständiges kocht? Ich würde sagen, heute Mittag und heute Abend müssen wir noch mal richtig schlemmen. Und heute Nachmittag, Nina, müssen Sie sich um ein Fahrzeug und um die dazugehörige Fahrgenehmigung kümmern. So leid es mir tut, ich kann Ihnen das nicht abnehmen, ich bin ein Veilchen, das im Verborgenen blüht. Was ist denn mit diesem Huber vorn am Bahnhof?«

»Einen Wagen hat man ihm wohl gelassen, für Krankentransporte und so. Aber wo man die Genehmigung herbekommt, weiß ich auch nicht. Von der Polizei? Von den Amerikanern?«

»Das wird der Huber schon wissen.«

Er stand auf, reichte ihr die Hand und zog sie hoch. Wieder einmal hatte er es verstanden, sie auf den Boden der Tatsachen zurückzubringen, die Aufgaben und die Verantwortung, die ihr und nur ihr oblagen, in den Vordergrund zu stellen. Keiner schien sie zu bemerken, als sie durch das Zimmer gingen. Stephan hatte nun auch die Augen geschlossen, so als wolle er damit dem blinden Kind noch näher sein.

Nina presste die Lippen zusammen. Wie sie ihr Leben hasste, O Gott, wie sie es hasste.

Wenn ich Gift hätte, dachte sie, würde ich es ins Essen tun und würde sie alle zusammen vergiften. Außer Eva und Herbert natürlich. Die würde ich vorher aus dem Haus werfen. Was habe ich gesagt? Er hat mir Kraft und Mut gegeben? Was für ein Unsinn! Ich habe weder Kraft noch Mut und ich will einfach nicht mehr. Ich will nicht mehr.